

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 302.

Samstag, 28. Dezember.

1929.

(2. Fortsetzung.)

Maximum.

Roman von Hans Schulze.

(Nachdruck verboten.)

Die Augen des Mädchens strahlten auf einmal groß und heiß in der verlangenden Gier der Raubtate Salome. Wie eine Feder schnellte ihr schlanker Leib empor und wirbelte im nächsten Augenblick in dem wahnsinnigen Taumel der nervengepeitschten Glieder wie ein Sturmwind über das spiegelnde Parkett, bis sie in schäumende Raserei, zur Reglosigkeit erschöpft, unter dem tosenden Beifall der Zuschauer zu Boden glitt.

Ein paar Herren mit großen Büschen gelber Rosen eilten die Estrade herab und legten ihr die Blumen in die Arme. Sie grub das feine Gesichtchen tief in die Blüten und schaute wie eine kleine braune Göttin mit einem traumhaft-verwirrten Lächeln sekundenlang rings im Kreise, ehe sie endlich wieder auf die Füße sprang und sich dankend nach allen Seiten verneigte.

„Ich habe mir die ganze Sachlage während dieses Kindertanzes noch einmal genau überlegt!“, sagte Marion jetzt und stäubte nachlässig die Äsche ihrer Zigarette ab. „Wenn Sie auf Ihre kleine Ursula durchaus nicht verzichten wollen, Mr. Brown, so bleibt Ihnen meiner Ansicht nach nur eins übrig: Sie müssen die Tatsachen vollkommen auf den Kopf zu stellen versuchen und Ihre Gattin mit der Schuld an der Scheidung belasten!“

Der Amerikaner blinnte erstaunt auf. „Das halte ich für vollkommen unmöglich!“

Das junge Mädchen lächelte überlegen. „Das Wort unmöglich sollte in Ihrem Wortschatz eigentlich keine Existenzberechtigung haben, Mr. Brown! Denn für Geld ist alles möglich. Wollen Sie mich bitte ein paar Augenblicke aufmerksam anhören: als ich mich vor Jahren noch um die Kunst auf Deutschlands Bühnen bemühte, mimte ich im Zoppoter Kurtheater einmal in einem amerikanischen Mysterium mit. Den Titel habe ich vergessen, aber der Vorwurf dieser Komödie lag jedenfalls ganz ähnlich wie in unserem Fall. Ein reicher New Yorker Bankier wollte um jeden Preis die Scheidung von seiner Frau erzwingen. Und da ihm die billige Weise Unschuld dieser Dame hierfür keine Handhabe bot, so verfiel er schließlich auf einen seltsamen Ausweg. Er kaufte nämlich für einen großen Dollarscheck einen niedergebrochenen Kavalier, einen bildschönen Kerl und berühmten Ladykiller, der die Tugend seiner amerikanisch-englischen Gattin zu bestürmen hatte und im letzten Akt auch wirklich zu Fall gebracht hat!“

„Ich fürchte, daß solche Herren nur in Sommertheaterstücken oder im Filmdrama mit Fräulein de l'Orme herumlaufen!“, warf Herr Brown mit leisem Spott ein.

„Mir war mein Vorschlag durchaus ernst!“, gab Marion mit ihrem hochmütigsten Gesicht zurück. „Aber wenn Sie eine bessere Lösung wissen, überlasse ich Ihnen gern den Vortritt!“

Der Amerikaner strich ihr besänftigend über die brillantengeschmückte spitzenfingerige Rechte. „Ich wollte Sie nicht kränken! Aber ich kann mir nicht denken, daß es in Berlin einen Mann geben sollte, der für einen solchen Zweck zu gewinnen wäre!“

„Ein jeder Mensch hat seinen Preis!“, war die

weisheitsvolle Entgegnung. „Und ich glaube, einen solchen Herrn zu kennen. Selbstverständlich handelt es sich nicht um einen Angestellten irgendeines anrüchigen Detektivinstituts, das sich gewerbsmäßig mit der Plesierung von Scheidungsgründen befaßt, sondern um einen Mann von Klasse, einen Herrn von Gesellschaft!“

Herr Brown sah noch immer zweifelhaft über das lichtüberstrahlte Parkett des Tanzringes.

„Ihr Vorschlag ist mir so überraschend gekommen, daß Sie es verständlich finden werden, wenn ich mich erst allmählich mit ihm befreunden kann!“

Marion klappte ihr Zigarettenetui zu und schob es in ihre Goldtasche. „Ich halte diesen Tanztempel überhaupt nicht für geeignet, eine ernsthafte Angelegenheit ernsthaft miteinander zu besprechen. Ich stelle daher anheim, ob wir hier nicht aufbrechen und in meiner Wohnung noch einen Koffa trinken wollen. Da können wir jedenfalls mit größerer Ruhe über einen weiteren Feldzugsplan beraten!“

„Einverstanden, liebes Kind! Übrigens noch eine Frage: wie endete eigentlich jene merkwürdige Komödie?“

„Ich erinnere mich nicht mehr genau!“, verlegte Marion, ein leises Gähnen unterdrückend. „Ich glaube, die Frau hat zum Schluß den Verführer über den Haufen geschossen!“

4.

Endlos wirbelte die Drehtür Menschen über Menschen in die Diele des großen Luxushotels. Klingeln schrillten, Telephons schnarrten, Fahrzeuge glitten unaufhörlich auf und nieder. Ernst und gemessen, mit Gehrock und ruhiger Würde gepanzert, bewegte sich der Direktor durch die mächtige Halle, in deren breithüftigen Klubesseln gelangweilte Hotelgäste aller Nationen mit den ersten Abendzeitungen misshütig herumlagen. Aus der Bar kam zuweilen hämmern und zerrissen das Echo der Teemusik und drang in springenden Rhythmen bis zum obersten Stockwerk hinauf. Seit den ersten Vormittagsstunden regnete es mit einer verbissenen Hartnäckigkeit und eine frühe Dämmerung froh grau und hoffnungslos durch die eingeschlossene dumpfe Luft des sich langsam verdunkelnden Riesenraumes.

In dem kleinen Salon der Wehrstädtschen Wohnung, die in der üblichen Dreieckigkeit von Salon, Schlafzimmer und Bad ganz für sich abgeschlossen in einer Ecke des ersten Stockes gelegen war, saß Achims Sekretär, Dr. Eckard, genannt der „treue Eckard“, ein schmächtiger überleganter Mann von gänzlich unbestimmbarem Alter, eifrig arbeitend an dem zierlichen Bouletisch. Die blankpolierte Elfenbeinkugel seines Schädels hing tief und sorgenschwer über einem ungeheuren Berg von Rechnungen, aus denen er bereits seit Stunden spaltenlange Auszüge veranstaltete, ohne daß freilich eine wesentliche Verminderung seiner bedrohlichen Höhe bemerkbar geworden wäre.

Ein Großkampstag allererster Ordnung lag hinter dem Vielgeplagten. Der sensationelle Todessturz von „Maximum“ hatte die gewohnte tägliche Gläubigerversammlung zu einem wahren Massensturm anschwellen lassen, dem sich Achim in weiser Voraussicht der kommenden Dinge noch am Abend des Unglücks-

tages durch eine schnelle Reise nach Hamburg entzogen hatte.

Erst in der dritten Mittagsstunde war der unermüdliche Edard stockheiser und völlig ausgepumpt von endlosen Telefongesprächen und fruchtlosen Verhandlungen über fällige Wechsel, Darlehensscheine und unerfüllbare Verpflichtungen nach der Bar herabgekommen und hatte hier in einer Art Galgenhumor seinen letzten Hundertmarkschein in einem üppigen Frühstück, bestehend aus gebadenem Hummer, Poulet mit Frucht Salat, Pfirsich, Melba und einer Flasche Deutz und Geldermann, angelegt.

Seine Hoffnungen auf eine unerwartete glückliche Schicksalswendung waren mit dem katastrophalen Ereignis auf der Grunewaldbahn wieder auf den Nullpunkt herabgesunken, und so hatte er auch Achims tönende Versicherung, daß er bei einem alten Hamburger Geschäftsfreund unbedingt ein größeres Bar Darlehen landen würde, mit dem ihr gebührenden Skeptizismus aufgenommen. Und in der Tat sollte sich seine pessimistische Einschätzung dieser phantastischen Finanzoperation in einer geradezu niederschmetternden Weise bewahrheiten.

Als Achim mit dem ersten Nachmittagszug erschöpft und abgehekt wieder nach Berlin gekommen war, hatte ihm ein einziger Blick in sein verdüstertes Gesicht gesagt, daß die ganze Hamburger Reise völlig ergebnislos verlaufen war und nur eine weitere Belastung des ohnehin schon ungeheuerlichen Spesenetats bedeutete.

Achim hatte sich nach einem hastigen Imbiß sofort in sein Schlafzimmer zurückgezogen und dringend gebeten, ihm bis zum Abend jede Störung der ihm unbedingt notwendigen Ruhe fernzuhalten. Als er dann gegen 7 Uhr frisch gebadet und rasiert in einem befördernden Schlafanzug in den Salon hinüberkam, hatte er seine rebellischen Nerven wieder einigermaßen in seine Gewalt gezwungen und begrüßte seinen Sekretär mit heiterer Gelassenheit.

Nach einer kurzen Besprechung beider Herren begab sich Dr. Edard mit Achims goldenem Zigarettenetui und zwei wertvollen Platinringen zu einer befreundeten Privatpfandleihe in der Potsdamer Straße, während Achim selbst sich mit höchster Sorgfalt weiter für den Abend ankleidete.

Bald darauf versuchte ein versprengter Gläubiger noch einen letzten, verspäteten Vorstoß, wurde aber von Achims Privatdiener Franz, der inzwischen im Salon die Gläubigerwache übernommen hatte, mit großer Geschicklichkeit sogleich wieder hinauskomplimentiert.

Besagter Franz, ein früherer Angestellter eines großen Wanderzirkus, der nach einem schweren Sturz in der Manege als Impresario einer tätowierten Dame und späterhin eines zusammengewachsenen Zwillingspaars die halbe Welt bereist hatte, war von Achim vor einigen Jahren ursprünglich als Bereiter für seinen Rennstall angenommen worden, dann aber dank seiner ungewöhnlichen Intelligenz und Geschicklichkeit allmählich zu dem Vertrauensposten eines Allerweltsklene's aufgerückt. In kurzer Zeit hatte sich der sprachkundige, etwa dreißigjährige Mensch, in dessen Kinodetektivprofil sämtliche Zimmermädchen des Hotels wie toll vernarrt waren, Achim unentbehrlich zu machen gewußt. Er versah mit vorbildlicher Gewandtheit das Amt eines Kammerdieners, ritt und fuhr mit der gleichen Sicherheit, wie er Achims großen amerikanischen Buidwagen steuerte, und erledigte diskrete Angelegenheiten mit geldbedürftigen jungen Damen und hartnäckigen Gläubigern schnell und geräuschlos in den taktvollen Formen eines geschulten Diplomaten.

Über seine Abstammung wie überhaupt über seine ganzen persönlichen Verhältnisse herrschte ein gewisses romantisches Dunkel, man wußte nur, daß er ein geborener Tscheche namens Placzek und in Prag heimathat war. Wo er in Berlin wohnte, welchen Anhang er besaß, ob er verheiratet oder ledig war und vor allem, wann er eigentlich zum Schlafen kam, waren in Achims Freundeskreis von jeher ein beliebter Gegenstand des Rätselratens gewesen. Herr Dr. Edard, der zu ihm in einer leichten eifersüchtigen Gegnerschaft

stand, behauptete, daß er ein geheimnisvolles Doppelleben führe und schwor darauf, ihm schon einmal im tadellosen Abendanzug in einem vornehmen Spielflub des Westens begegnet zu sein. Doch Franz Placzek hatte für alle dahinzueilenden Anpassungen des Sekretärs stets das gleiche undurchdringliche Lächeln, war Tag und Nacht mit nie versagender Pünktlichkeit zur Stelle und genoß bei Achim, der bei seiner unregelmäßigen Lebensführung an sein Personal große Anforderungen stellte, unbedingtes Vertrauen.

Gegen halb acht Uhr kam Dr. Edard von seinem Ausgang wieder zurück und überreichte als Ergebnis seiner geschäftlichen Bemühungen einen Betrag von mehreren tausend Mark. Achim schob ihm gleichgültig ein Päckchen Hundertmarkscheine zu und besprach mit ihm dann kurz das Programm des nächsten Vormittags, der einem großzügigen Bankensfeldzug zur Aufbringung der notwendigsten Barmittel gewidmet sein sollte.

Als sich Herr Edard schon den Paletot angezogen hatte, schnarrte der Fernsprecher, und die Hotelleitung fragte herauf, ob ein Herr John Frank Brown den Herrn Baron heute abend vielleicht noch einmal in einer dringenden Angelegenheit sprechen könnte.

Mit unschlüssiger Miene sah Achim zu Edard hinüber. „Ist Ihnen ein Herr John Frank Brown bekannt?“

Der Sekretär dachte sekundenlang nach, dann legte er wie ein Blick an den Apparat. „Selbstverständlich, Herr Baron! Kenne ich, kenne ich! Baumwollmann aus New-Orleans. Wohnt seit Kriegsende im Grunewald und hat hier riesige Valutageschäfte gemacht. Ganz große Kanone, vierzigfacher Dollarmillionär —“

Die Worte überstürzten sich auf seinen Lippen, seine Stimme schnappte plötzlich in den höchsten Diskant über.

„Wir lassen bitten!“, schrie er dann in den Apparat.

„Land! Land! Das wird noch einmal unsere Rettung, wenn wir mit diesem Herrn ins Geschäft kommen! Wünschen Sie, daß ich bei dieser Unterredung zugegen bin?“

Achim wehrte lächelnd ab. „Ich will Sie nicht aufhalten, lieber Edard! Ihr Fräulein Braut erwartet Sie doch gewiß schon lange nebenan bei Josy. Sie haben sich heute genügend für das Vaterland geopfert. Auf Wiedersehen morgen früh!“

Mit einem leisen Seufzer legte Achim den Telephonhörer auf die Gabel zurück. Jetzt, da er wieder allein war, überfiel ihn jäh und unvermittelt von neuem die Erkenntnis seiner völlig hoffnungslosen Lage. Auf einmal wußte er mit schonungsloser Deutlichkeit, daß all seine Bemühungen, sich am nächsten Morgen Geld zu verschaffen, von vornherein zur Unsichtbarkeit verurteilt waren. Es war ein sinnloser Selbstbetrug, wenn er von irgendeiner Seite für sich noch einmal Rettung erwartete. Was ihm einst ein wohlmeinender Freund schon vor Jahren prophezeit hatte, das ging in diesen Tagen des Zusammenbruchs erbarmungslos an ihm in Erfüllung. Dem törichtesten Verschwender, der mit den Millionen gespielt und sie wie ein Wahnsinniger zum Fenster hinausgeworfen hatte, würde in der Stunde der Not jede Tür verschlossen sein. Ein stechender Schmerz schoß ihm plötzlich durch die Schläfen. Und wieder war in seinem Hirn jene entsetzliche flatternde Schwäche wie einst in den ersten Wochen nach seinem Absturz über den Schützengraben der Champagnefront, als ob ihn jede Urteilskraft, jedes klare folgerichtige Denken verlassen habe.

In diesem Augenblick klang an der Korridortür ein Klopfen. Ein Hotelpage trat ein:

„Herr John Frank Brown!“

„Ich lasse bitten!“

„Verzeihen Sie diesen späten Überfall, Herr Baron, ich habe im Laufe des Tages dreimal vergeblich versucht, Sie zu erreichen. Und ich muß heute nacht unbedingt geschäftlich noch nach England!“

(Fortsetzung folgt.)

Der heilige Silvester und sein Tag

Von Max Havel.

Das Ende des Jahres sollte richtig auf den Tag fallen, der sein kürzester und also lichtärmster ist. Dies wäre in der Regel der 21. Dezember. Am 22. Dezember schon nimmt der Tag unmerklich zu — die alten chaldäischen Sterndeuter waren damals noch nicht ganz im Reinen, ob er wirklich zunehme —, aber am 24. Dezember war aus der klaren Differenz weniger Minuten bestimmt zu erkennen, daß der Tag zunehme, daß die Sonne, der unbeflegte Lichtfeld, der sol invictus, seinen finsternen Gegner, den Drachen Böhon, die alte Urnacht, bestiegt habe und der Erde ein neues Wachstum verheißt. Dem Sonnenkindelein wachsen nun wieder die Haare länger, meinten unsere Altvordern. Denn die Strahlen der Sonne waren ihnen die Haare des Sonnenkindeleins, das dann, im Laufe des Jahres, zum Manne und Helden erblühe. Der Dezember (Decembris) ist übrigens, dem Wortsinne nach, gar nicht der zwölfte oder letzte Monat unseres Jahres. Er ist der zehnte Monat, wie der November der neunte, der Oktober der achte und der September der siebente des Jahres ist, wenngleich sie als neunter, zehnter, elfter und zwölfter Monat gelten. Der Jahresbeginn wurde also dereinst auf den März verlegt, auf den Keim-Monat, so daß der September folgerichtig der siebente Monat, der Oktober der achte, der November der neunte und der Dezember der zehnte Monat genannt werden konnte, während der April der Eröffnungsmonat des Jahres wurde. (Apriz heißt im Italienischen eröffnen!) So wenig nun, dem Wortsinne nach, der Dezember der zwölfte und letzte Monat des Jahres ist, so wenig ist infolgedessen der Tag des Silvester tatsächlich der letzte Tag des Jahres. Karl der Große wurde am 25. Dezember des Jahres 800 in der Peterskirche zu Rom von Leo III. zum römischen Kaiser gekrönt. Der 25. Dezember war damals noch der Tag des Jahresanfangs — und dies, dem Stande der Sonne nach, mit vollem Recht. Der Kalender stimmte damals noch durchaus mit dem Stande der Sonne überein, indem er den ersten Tag, an dem das Längerwerden der Lichtstrahlen unzweifelhaft festgestellt werden konnte, als den Tag des wirklichen Jahresanfangs feierte. Noch Luther feierte den 25. Dezember als ersten Tag des neuen Jahres, demnach würde als letzter Tag des Jahres der 24. bzw. der 23. oder 21. Dezember zu feiern gewesen sein. Nun feiert aber die Kirche seit dem Ende des 16. Jahrhunderts den 1. Januar als den ersten Tag des neuen Jahres — und so kam der 31. Dezember, als Sterbetag des heiligen Silvester, zum Charakter eines heiter festlichen Tages, den die neuere Menschheit, zumal in seinen vorgerückten Abendstunden, besonders fröhlich zu begehen liebt. Alkohol und Badewert, Scherz und exzessive Alotria bei hoffnungsvollster Stimmung und Vergessens alles Erdensjammers sind die Zeichen dieser Abendstunden, die mit dem Abdröhen des künstlichen Lichtes — wenn erst einmal die Uhr sich geräuspert und die zwölfte Stunde angefangen hat — ihren dunklen Höhepunkt finden, bis dann ein allerorts schallendes „Prosit Neujahr!“ die glückliche Tunnelfahrt durch die Sekunde der Finsternis anzeigt, und Männlein und Weiblein lachend ins neue Jahr hüpfen. Bei Jass oder Walsert.

Ja, aber was hat der heilige Silvester mit allen diesen Dingen zu tun? Wie verträgt sich das Andenken an den großen Glaubensmann und ernsten Streiter für die Kirche Christi mit der französischen Witwe Eliquot, der doch am Tage, der nach ihm benannt ist, so gerne und reichlich gehuldigt wird? Nun, man muß sagen: der heilige Silvester und sein Tag sind zwei ganz verschiedene Angelegenheiten, die miteinander gar nichts zu tun haben. Silvester, ein Römer, dessen Geburtsjahr nicht bekannt ist, verlebte seine Jugend zur Zeit der Christenverfolgungen. Vom heiligen Papst Marcellinus zum Geistlichen herangebildet und zum Priester geweiht, zeichneten Silvester alle die typischen Tugenden der katholischen Heiligen aus: Liebe, Milde, Reinheit des Wandels und Weisheit. Nach dem Tode des heiligen Papstes Melsiades — damals gab es nur heilige Päpste —, wurde Silvester würdig befunden, den römischen Stuhl als Oberhirt zu besteigen. In dieser Eigenschaft errichtete er, unterstützt vom Kaiser Konstantin und dessen heiliger Mutter Helena, in Rom und Jerusalem herrliche Gotteshäuser, die er kostbar ausstatten ließ. Damals trat, kaum daß die Kirche von außen Ruhe bekam, aus dem Schoße der Kirche selbst der Irrlehrer Arius auf, der die Gottheit Christi leugnete und viele Rechtgläubige verführte. Da berief Silvester um 325 mit dem Kaiser Konstantin eine allgemeine Kirchenversammlung nach Nicäa in Kleinasien, wo die Gottheit Christi aufs neue feierlich verkündet wurde. Silvester war nicht mehr selbst erschienen, sein hohes Alter hatte ihm die beschwerliche Reise nicht mehr erlaubt, aber er hatte Vertreter gesandt. Er starb hoch-

betagt am 31. Dezember 335, nachdem er 22 Jahre hindurch die Kirche als Oberhirt regiert hatte.

Am 31. Dezember 335 starb also der ernste, fromme Christ Silvester, der damals wohl kaum eine Ahnung davon gehabt haben dürfte, daß ein spätes Geschlecht mit dem Tage, der seinen Namen trägt, die Vorstellung festlicher Gelage und unendlicher Bünsche verbinden werde. Gereimte Telegramme der Telegraphenämter, Radio-Feiertagsübertragungen, ein allgemeines Hallo in den nächtlichen Straßen und die angestauteste Stimmung der allgemeinen Menschenliebe. „Erst ein Aus, dann ein du, du, du immerzu...“ wie das Johann Strauß so hübsch zu singen gewußt hat. Ja, das dürfte der fromme, ernste Silvester kaum geahnt haben. Aber nun ist einmal der 31. Dezember auf ihn getauft und er kann nur, völlig ohnmächtig, aus seiner Gruft protestieren, daß sein Tag gar nicht der letzte Tag des Jahres sei, sondern ein schlichter Wochentag wie jeder andere.

Der kleine Widder . . .

Von Liesbet Dill.

Was war es nur, das mich immer wieder an das vergitterte Fenster des Kutschersimmers zog, das neben der alten Remise lag? Weil es mir verboten war, hineinzugehen? Verbotenes hat seine Anziehungskraft, schon, wenn man erst vier Jahre alt ist. Und vergitterte Fenster erst recht. Wenn es auch nur der mürrische, alte Joseph war, der dahinter logierte, es zog mich etwas magisch zu diesem Fenster hin, und eines Tages war ich der Kinderfrau entwischt. Während sie mich im Vergarten suchte und ich sie mit klagender Stimme meinen Namen rufen hörte, sah ich auf dem Fenster Sims und versuchte, meinen Kopf durch das Gitter zu stecken, das mir die Aussicht verbarg. Aber das Gitter war zu eng, mein Kopf ging nicht zwischen den eisernen Stäben durch. Ich probte mit allen Kräften — bis endlich die Ohren durch waren.

Das wunderbare Zimmer enttäuschte mich sehr. Ich sah ein rotgewürfeltes Federbett, einen durchsichtigen Strohsessel, auf dem eine heruntergebrannte Kerze in einer Bierflasche lag, einen Kleiderschrank mit alten Kutschermänteln, das war alles. Ich wollte mich zurückziehen, aber nun ging es nicht mehr. Der Kopf steckte fest zwischen diesen eisernen Gittern. So sehr ich auch zog, er ging nicht mehr zurück. Es scheiterte an den Ohren. Als ich sah, daß alles vergebens war, erhob ich meine Stimme. Ich merkte, daß Leute angelaufen kamen, die nun gleichfalls alles versuchten und mir meinen Kopf fast abrissen und die Ohren mit. Aber es ging nicht. Ich hörte die Kinderfrau lamentieren, man rief den Gendarmen herbei, er kam angetraut, verschuchte die Zuschauer mit unholden Worten. Ich wurde von kräftigen Männerhänden an den Beinen gepackt, man zog und riß, aber das half auch nichts.

Man schickte nach einem Schlosser. Der kam an mit seinem Handwerkzeug und nun begann ein fürchterliches Sägen über mir. Er sagte die eiserne Stange los, und ich mußte notgedrungen so lange stillhalten in meinem Gitter.

Es dauerte lange, bis ich befreit war. Ich hatte heiße, rote Ohren. Die Leute verließen sich, die Kinderfrau führte mich nach Hause und fragte immerzu, was ich denn um Gotteswillen in dem greulichen Zimmer von dem Joseph gesucht hätte? Da habe ein anständiges Mädchen nichts zu suchen. Sie wusch mir die Ohren und trug vor meinen entsehten Eltern dramatisch die Sache von dem vergitterten Fenster vor.

Papa war sehr böse. Mama küßte mich und ich mußte versprechen, so was nie wieder zu tun. Inzwischen hatte der Schlosser die eiserne Stange wieder eingesetzt und die Sache hatte sich im Dorf herumgeprochen.

Drei Tage später kam ich wieder an diesem Fenster vorbei. Ich sah es an, sah die Stäbe und etwas zog mich unwiderstehlich hin. Ich mußte mit dem Kopf hindurch. Und ich steckte — Gott verzeih es mir — ich konnte nicht anders, zum zweitenmal meinen Kopf durch dasselbe Gitter. Als die Ohren durch waren, schrie ich mörderisch, und sie kamen wieder herbeigelaufen. „Hat man schon so was erlebt“, sagte der dicke Gendarm, der schnaubend erschien, herbeigeholt von der weinenden Kinderfrau. Zum zweitenmal wurde der Schlosser geholt, er mußte den Stab wieder durchsägen, und diesmal bekam ich tüchtige Diebe von Papa.

„Mit diesem Kind werden Sie noch mal was Schönes erleben“, sagte der Gendarm nachher zu der Kinderfrau.

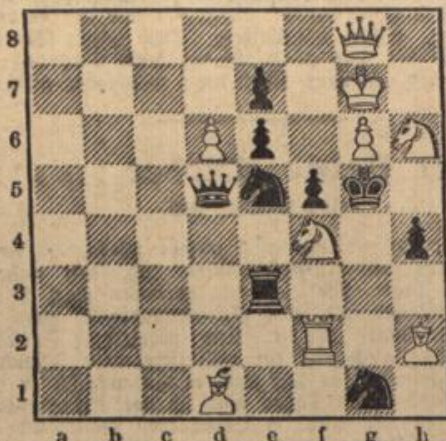
Viele Jahre später erfuhr ich von einer Dorostopin, daß ich nach meinen Geburtsorten „ein Widder sei“. Da fiel mir das Gitter ein, in das ich zweimal meinen Kopf gesteckt, ohne zu wissen, warum.

Spiele und Rätsel

Schach

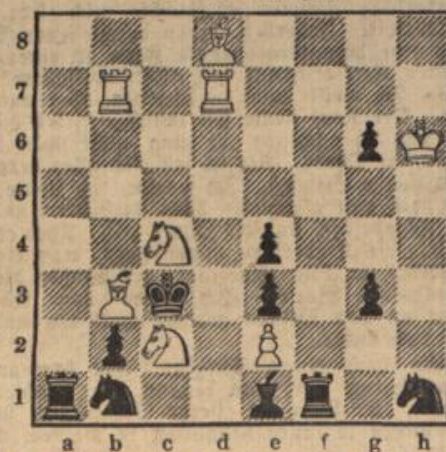
Bearbeitet von Gustav Mohr.

Nr. 102. H. Weenink.



Weiß: Kg7, Dg8, Tf2, Ld1, h2, Sf4, h6, Bd6, g6.
Schwarz: Kg5, Dd5, Te3, Se5, g1, Be6, e7, f5, h4.
Matt in 2 Zügen.

Nr. 103. M. Sim.



Weiß: Kh6, Tb7, d7, Lb3, d8, Sc2, c4, Be2.
Schwarz: Kc3, Ta1, f1, Le1, Sb1, h1, Bb2, e3, e4, g3, g6.
Matt in 2 Zügen.

Nach dem letzten Aufsatz dieser Schachspalte äußerte sich s. Z. Don Pietro Carrera, der bekannte spanische Schachschriftsteller des 16. Jahrhunderts, zu der Frage, ob der Springer oder der Läufer die wertvollere Figur sei, dahin, daß sie meistens gleichwertig einzuschätzen seien. Zu demselben Ergebnis kommt auch Meister Mieses. Demnach haben sich im Laufe der letzten Jahrhunderte die Ansichten über den Wert dieser beiden Figuren nicht geändert. Mieses schreibt: Daß zwei Läufer die stärkste Vereinigung von leichten Figuren (auch im Endspiele) bilden und etwas mehr wert sind als zwei Springer, wird jetzt allgemein anerkannt, aber die mathematische Folgerung, daß dann auch ein Läufer stärker sein müsse als ein Springer, würde auf einer Verkenntnis von Ursache und Wirkung beruhen. Beide Läufer vereinigt beherrschen das ganze Brett, darin liegt ihre Kraft, der einzelne aber ist, im Gegensatz zu dem Springer, an die Felder einer Farbe gebunden. Immerhin ist man in der modernen Meisterpraxis geneigt, dem Läufer alles in allem doch einen minimalen Vorzug vor dem Springer einzuräumen. Im Endspiele jedoch muß man diese Frage von Fall zu Fall betrachten, und es dürfte hier erfahrungsgemäß der Durchschnittswert beider Steine etwa der gleiche sein. Man

kann den allgemeinen Satz aufstellen, daß in Positionen, wo auf beiden Seiten Freibauern vorhanden sind, der Läufer dem Springer überlegen ist, weil er infolge seiner Fernwirkung sich besser dazu eignet, feindliche Bauern auf dem Wege zur Dame aufzuhalten und eigne Bauern beim Vorrücken zu unterstützen.

Bekanntlich muß das Schachbrett so aufgestellt werden, daß das weiße Eckfeld zur rechten Hand der Spieler zu liegen kommt. Eine Erklärung für diesen Gebrauch findet sich in dem Werkchen „Die Kunst im Schachspiel ein Meister zu werden“ von Philidor, dem berühmten Schachmeister des 17. Jahrhunderts. Er sagt in der Vorrede, daß unsere Vorfahren, indem sie das Schachspiel mit einer Feldschlacht verglichen, wünschten, daß der Turm der rechten Seite auf einem weißen Felde zu stehen käme, weil diese Farbe etwas Glückliches bei ihnen bedeutete und eine jede der streitenden Parteien sich vermittelst dieses weißen Feldes den Sieg versprach.

Partie Nr. 47. Gespielt im Haag, Juni 1929.
Abgelehntes Damengambit.

Weiß: Dr. Wertheim; Schwarz: Dr. van den Bosch.

1. Sf3—d5, 2. d4—Sf6, 3. e3—Ld5, 4. c4—e6, 5. Sc3, stärker war Db3; 5. ... Le7, 6. cxd5. Mit diesem Tausch erreicht Weiß nichts. 6. ... exd5, 7. Db3—Sc6. Da jetzt Weiß nicht mit c5 fortsetzen kann, ist dieser Zug sehr stark. 8. a3—0-0. Ein weitberechnetes Bauernopfer. Schwarz hat einen reichen Ersatz durch seinen Entwicklungsvorsprung und durch die Beherrschung der offenen Linien. 9. Dxb7—Sa5, 10. Db5—c5, 11. Sxd5. Geistreich gespielt. 11. ... Sxd5, 12. Ld2—Sb4!, 13. axb4—Sb3, 14. Ta2—Tb8, 15. Da6—cx d4, 16. Sd4—Sxd2, 17. Sxf5—Lxb4, 18. Le2—Dd5, 19. Sg3—Dxg2, 20. Te4—Se4+. Weiß gibt auf.

Lösungen: Nr. 91. 1. Sdc6 ♞, 2. La3. Nr. 92. 1. Lg6—SxD, 2. Se3+. Angegeben von H. Habermann.

Rätsel

Pyramiden-Rätsel

Vokal
... tierisches Produkt (i)
... Winterserscheinung (s)
... Pflanzenpflanze (r)
... Stoffbeschädigungen (s)
... Verpflegungsgeld (v)
... bekannter Geograph (e)
... Gefängnisraum (l)
... Jahreschluß (t)

Von der Spitze beginnend ist in jeder folgenden Reihe durch Hinzufügen des gegebenen Buchstabens und unter beliebiger Stellung der vorhandenen Lettern ein neues Wort von gesuchter Bedeutung zu bilden.

Finale.

Als Eigenschaft sieht bei 'nem Kleid
Die erste Silbe jeder gern,
Die zweite ist 'ne Spanne Zeit
Auf unserm Erdenstern.
Als Fest das Ganze man begeht
Mit Glockenklang und mit Gebet.

Unwahrscheinlichkeiten.

Die „J...“ sprechen ulkiges Latein,
Die „Kl...“ glauben stets im Recht zu sein.

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätsellösungen werden in dem nächsten Unterhaltungsblatt veröffentlicht.

Auflösung der Rätsel in Nr. 298.

Kombinations-Aufgabe: Heil'ge Weihnacht ist es wieder, wieder schimmert unser Baum, froh ertönen Festeslieder heut' im glänzend hellen Raum. — Symbol: Tannen, Baum; Tannenbaum. — Doppeldentig: Eingestellt.

Richtige Lösungen sandten ein: Beril Chudek, Anne Dormann, Hella Fein, Anita Henning, Martel König, Anton Krahn, Hermann Sipper, sämtlich aus Wiesbaden.